

Digitale Medien

Armin Nassehi: *Muster. Theorie der digitalen Gesellschaft*

München: C.H.Beck 2019, 352 S., ISBN 9783406740244, EUR 26,-

In seinem Buch *Muster. Theorie der digitalen Gesellschaft* widmet sich der Münchener Soziologie-Professor Armin Nassehi seiner Hauptfrage nach dem „Bezugsproblem der Digitalisierung“ (zugleich Titel von Kapitel 1, S.28ff.). Dabei geht es Nassehi nicht um „die sozialen, politischen und kulturellen Folgen der Digitalisierung“ (S.319), sondern um die Formulierung einer „soziologische[n] Theorie der digitalen Gesellschaft [...], die es erlaubt, den gesellschaftlichen Ort des Digitalen systematisch auf den Begriff zu bringen“ (S.318).

Die Einleitung (S.11ff.) und das erste Kapitel über „Das Bezugsproblem der Digitalisierung“ (S.28ff.) lesen sich recht zäh und redundant, obwohl Nassehi hier die Basis seiner Argumentation entwickelt, etwa über „Das Unbehagen an der digitalen Kultur“ (S.41ff.) und „Empirische Sozialforschung als Mustererkennung“ (S.54). Nassehis roter Faden ist die Frage: „Für welches Problem ist die Digitalisierung eine Lösung?“ (S.12). Grundthese ist, dass „die gesellschaftliche Moderne immer schon digital war, dass die Digitaltechnik also letztlich nur die logische Konsequenz einer in ihrer Grundstruktur *digital* gebauten Gesellschaft ist“ (S.11, Herv. i. Orig.). Eine Antwort auf Nassehis Frage lautet: „*Das Bezugsproblem der Digitalisierung ist die Komplexität und vor allem die Regelmä-*

ßigkeit der Gesellschaft selbst“ (S.28). Die gesellschaftlichen Strukturen und ihre Muster sind zudem durch die Digitalisierung sichtbarer als je zuvor, zugleich erzeugen sie sich selbst: Es ist Bürger_innen und Nutzer_innen nicht möglich, sich einer Erhebung ihrer Daten zu verweigern oder zu schweigen, wie es in prädigitalen Zeiten noch möglich war.

Überraschend ist, dass laut Nassehi die digitale Gesellschaft genau das bietet, was an ihrer fluiden und disruptiven Oberfläche kaum zu erkennen ist: Stabilität und Widerständigkeit. Die digitale Gesellschaft helfe vor allem, das zu sehen, was in der modernen Gesellschaft vor ihr selbst verborgen blieb: weil ihr die (Selbst-)Beobachtungswerkzeuge fehlten, die die Digitalisierung und die unendlichen Rekombinationsmöglichkeiten von Daten nun ermöglichen, unter anderem solcher, die bei Erhebung gar nicht zur Verknüpfung vorgesehen waren (vgl. S.143f., S.173, S.259f., S.285f.). Durch einfache Codes wie dem Binär-Code kann unerschöpfliche Vielfalt geschaffen werden, die Nassehi als „Optionssteigerungen“ (S.178) bezeichnet. Als Optionen sind damit nicht spezifische gesellschaftliche Optionen gemeint, sondern die ubiquitäre Anwendung und potenzielle Kombination von Daten. Deren Begrenzung und Kontrolle ist nicht möglich in Funktionssystemen (S.180f.). Nassehi beschäftigt

sich nicht damit, wem Daten gehören – wir alle erzeugen Daten, aber dass wir bislang keine Eigentümer unserer Daten sind, sondern Konzerne und Staaten, und welches Machtgefälle sich dadurch ergibt, wird nicht thematisiert.

Es sticht hervor, dass der Autor vor allem die Werke deutschsprachiger männlicher Philosophen und Soziologen als theoretische Grundlage seiner Argumentation nutzt, allen voran Niklas Luhmann, Martin Heidegger und Ernst Cassirer. Gerade bei einem Thema wie der digitalen Gesellschaft sind zeitgenössische internationale Wissenschaftlerinnen wie danah boyd, Kate Crawford, Sherry Turkle, Shoshana Zuboff, Deborah Lupton prägend – zwar streift Nassehi diese und andere, vermag es aber nicht, sie zentral zu stellen. José van Dijck, Mit-Autorin des Buches *The Platform Society: Public Values in a Connective World* (Oxford: Oxford UP, 2018), wird nicht einmal erwähnt. Die wenigen Autorinnen, die mehrfach und etwas ausführlicher erwähnt sind, kommentiert Nassehi herablassend. So etwa unterstellt er Turkle die Formulierung „publikumswirksam[er] Sätze“ (S.209), um Technikkritik zu ermöglichen, und damit Vereinfachung: „Solchen Positionen fehlt dann doch das Interesse an der Sache selbst [...]“ (S.209). Zuboffs Analyse des Plattformkapitalismus und unseres Ausgeliefertseins bewertet Nassehi als „*insofern gut beobachtet*, als es darauf abstellt, dass tatsächlich die konkreten Praktiken und der Ertrag dieser Praktiken für andere, also für Anbieter datengestützter Medien, von ganz unterschiedlicher Art sind“ (S.267, Herv. E.R.). Er führt fort, dass

Produkte „stets neue Verhaltensdispositionen“ (S.277) erzeugten – und polemisiert in diesem Kontext, die Erfindung der Waschmaschine habe Zeit für Geschlechterkonflikte geschaffen. Mit anderen Worten: Würden Frauen weiterhin mit der Hand waschen, könnten sich Männer nach wie vor den wichtigen Dingen des Lebens widmen. Natürlich können Rezipient_innen diese Beispiele überlesen oder als Witze abtun; doch gerade im Werk eines Stars der deutschsprachigen Soziologie wie Nassehi fallen sie negativ auf: Sie sind überflüssig und beleidigen Leserinnen und Wissenschaftlerinnen.

Das Buch wird durch ein Sachregister abgerundet, ein Personenregister liegt nicht vor – es liegt nahe, dass darin noch deutlicher geworden wäre, dass diese Theorie der digitalen Gesellschaft durch männliche Perspektiven geprägt ist.

Einerseits ermutigt *Muster: Theorie der digitalen Gesellschaft*, die Digitalisierung und die digitale Gesellschaft abgeklärter und mit weniger Panik und mehr Wissen zu gestalten, als es derzeit der Fall ist. Andererseits ist das Werk in seinem Verhaftetsein in patriarchaler Dominanz und der weitgehenden Ignoranz aktueller internationaler Positionen ein Lehrstück darüber, wie und warum Gesellschaftsstrukturen bleiben wie sie sind: weil es noch immer eine Vorstellung eines „Normallebenslauf[s] der klassischen Moderne“ (S.311) gibt, zu dem unter anderem „Arbeitsmotivation um ihrer selbst willen, Willen zur Karriere und zur Familiengründung“ (ebd.) gehören. Dieser Lebenslauf der modernen Gesellschaft gilt auch in

der digitalen Gesellschaft: Er müsse „von jenen moralisch und mit professioneller Güte und Vernunft, aber auch Härte und Strenge gefordert werden, die wissen, wie der Hase läuft – von jenen nämlich, die Zugang zu Big

Data haben“ (S.311). Selbstverständlich zählen dazu auch Professoren (sic!) als „die wichtigsten Vernunftgeneratoren“ (S.310) – wie Nassehi selbst.

Evelyn Runge (Bochum/Köln)